

(Nachdruck verboten.)

82] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Und im schriftlichen Chemieexamen hatte Asmus eine Arbeit von grotesker Unzulänglichkeit geliefert. Er hatte einst die Chemie mit allem Feuer der Jugend geliebt; aber Herrn Quasebarths Chemie hatte darin bestanden, daß er aus einem ehrwürdigen Hest ablas, dessen verblaßte Schrift er zuweilen selbst nicht mehr entziffern konnte. „Man nehme einen Probierzylinder und fülle ihn zur Hälfte mit Braunstein —“ las Herr Quasebarth; aber er nahm keinen. Stelling, der Strupellose, hatte ihm eines Tages einen fürchtbaren Limburger Käse unter den Pultdeckel gelegt, so daß seine Nase jedesmal, wenn sie ins Hest tauchen wollte, entsetzt zurückfuhr. Nachdem er sich wiederholt erkundigt hatte, woher der „abscheuliche Geruch“ stamme, und Stelling bemerkt hatte, daß er ihn sich auch nicht erklären könne, „da hier doch nie experimentiert werde“, entdeckte er schließlich die Ursache; aber er ging ungeheilt von dannen.

So hatte denn Asmus seit langem nicht mehr zugehört, in der Chemiestunde lieber Gedichte gemacht und beim Examen einen fast unberührten weißen Bogen abgeliefert. Das war aber Herrn Quasebarth in die Glieder gefahren; denn er sagte sich, daß der chemische Durchfall eines Schülers wie Asmus Semper vom Prüfungskollegium als ein Durchfall des Herrn Quasebarth empfunden werden müsse. Er beschwor also Semper in einer vertraulichen Unterredung, doch ja bis zum mündlichen Examen noch „tüchtig zu repetieren“, damit er die Scharte ausweke. Semper genierte diese Scharte gar nicht; denn er hatte sich längst vorgenommen, später auf eigene Hand Chemie zu treiben; aber er versprach sein Möglichstes.

Und wiederum hob ihn das Schiff der Fortuna in der Mathematik so hoch, daß er die erste Zensur erwischte, während Mollwitz, der Magister Matheseos, oder, wie er gewöhnlich genannt wurde: „das einseitige Prisma“, durch einen reinen Zufall nur den zweiten Grad errang. Dieses Erfolges konnte Asmus nicht recht froh werden; denn die Sache war nicht ganz in der Ordnung. Daß Glücksgüter vom Zufall verteilt wurden, das wußte er; aber auch geistige Ehren? Kam das auch sonst im Leben vor? Das sollte nicht vorkommen.

Aber er sollte noch was ganz anderes erleben. Am Abend vor der mündlichen Prüfung entschloß er sich nach schwerem Zögern, ein Lehrbuch der Chemie zur Hand zu nehmen, damit Quasebarth nicht wieder durchfalle. Er las auch das Kapitel von der Methylwasserstoffreihe, dann aber griff er energisch nach Zolas *Conquête de Plassans*, die er wesentlich anziehender fand. Denn sich ein Wortwissen ohne Anschauung und Übung in den Kopf zu pflöpfen, das war ihm von jeher ein Greuel gewesen.

Die Stunde der chemischen Prüfung kam und mit ihr Herr Quasebarth, der an Leib und Seele immer denselben grauen Rock trug.

„Na, mein lieber Semper,“ sagte er mit einem lockenden Lächeln, „erzählen Sie uns mal, was sie von den Methylwasserstoffen wissen!“

Und siehe da: Asmus Semper redete wie ein junger Liebig; denn heute wußte er noch sehr gut, was er gestern gelesen hatte.

35. Kapitel.

(Aasmus wird im Examen gepufft und getreten und ist unzufrieden, aber sehr glücklich.)

Und so kam er denn mit allen Ehren und ohne Schaden durch das Examen, wenn man von einigen blauen Flecken an seinem linken Fuße und in der linken Rippengegend absah. Diese Flecke rührten wieder von Seybold her, von demselben Seybold, der ihn als „Schäfflein“ wegen seiner „Inkollegialität“ und seiner „Anmakung“ so bieder gehaßt hatte. Das mathematische Examen hatte Seybold sehr glatt bestanden. Seybold konnte nicht einmal ein Dreieck berechnen; aber während der schriftlichen Prüfung wandelte einen Freund von ihm ein Bedürfnis an, und der Freund ging hinunter und deponierte an einem dunklen Orte die Lösung aller Aufgaben. Nach

einer halben Stunde hatte Seybold merkwürdigerweise auch ein Bedürfnis.

„Muß es denn sein?“ fragte argwöhnisch der die Aufsicht führende Herr Rothgrün.

„Ja, ich hab'n Durchfall,“ erklärte Seybold.

„Aber damit hätt' es ja noch Zeit gehabt,“ schmunzelte Herr Rothgrün wohlwollend. „Nun, gehen Sie nur.“

Seybold ging hinunter, „sah die Lösung“, dachte „Heureka“, beantwortete solchermaßen durch Vorspiegelungen der Verdauungsorgane Fragen, die eigentlich an das Gehirn gerichtet waren, und half sich mittels eines Durchfalls durchs Examen. Zunächst durchs mathematische.

Bei den Klausuraufsätzen sah Seybold wieder neben Semper, und als dieser gelegentlich einen Blick in die Papiere seines Nachbarn warf, sah er, daß dieser wörtlich von ihm abschrieb.

„Mensch, bist Du des Teufels?“ flüsterte Asmus. „Das muß ja herauskommen. Schreib' wenigstens auch von anderen ab.“

Seybold sah das ein und schrieb die andere Hälfte der Arbeit von seinem Vordermann ab; denn er hatte einen weiten Blick.

„Ein Lehrer muß gesunde Sinne haben,“ hatte Korn gesagt.

Nur dies verdammte mündliche Examen! Da konnte man nicht sagen: „Erlauben Sie, daß ich austrete!“ Und wenn Asmus blind und taub gewesen wäre, so würde er das Nahen des Examinators doch immer rechtzeitig erfahren haben; denn wenn dieser noch drei Schüler weit entfernt war, begann Seybold schon wie ein Räder-, Walzen- und Kolbenwerk zu treten, zu puffen und zu zischen: „Sag' mir zu! Sag' mir zu!“ und so trug Asmus Semper Seyboldens Reisezeugnis auf dem Leibe davon.

Auch Seybold bestand wiederum das Examen, und der ganze praktische Unterschied bestand darin, daß er ein Anfangsgehalt von 1200 Mark, Asmus aber ein solches von 1300 Mark erhielt, worin Seybold eine große Ungerechtigkeit erblickte.

1300 Mark! Insofern war Asmus sehr zufrieden; denn unbegrenzte Möglichkeiten lagen in dieser Summe. Aber wenn er den verflossenen Lebensabschnitt überblickte — was rechtfertigte eigentlich das „glänzende Examen“, das er nach der allgemeinen Ansicht gemacht hatte? Die Kollegen hatten ihm erzählt, was der Schulrat Korn vor einer anderen Abteilung der Prüflinge über ihn gesagt hatte, und darüber freute er sich zwar von Herzen; aber eigentlich war ihm alles das ein großes Rätsel, ein Wunder: denn ihm waren diese verflossenen drei Jahre eine zerstörte Illusion. Was hatte er sich von diesen Jahren versprochen an geistigem Aufschwung! Und wie bitter-bitterwenig hatte er vor sich gebracht. Er hatte überhaupt nicht das Gefühl, daß er geistig gewachsen wäre. Wiederum hatte er, wie schon öfter, die Empfindung, daß die Menschen merkwürdig wenig von ihm verlangten, viel, viel weniger, als er selbst von sich zu fordern pflegte.

Nur wenn er die beiden „Alten“ betrachtete, war er ganz glücklich. Die sollten's jetzt besser haben. Frau Rebekka lief mit ihren sechzigjährigen Beinen wie ein Wiesel immer von einem Zimmer ins andere und sang:

„Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!“

und wie in seiner früheren Kindheit sah Asmus bei dem Wort „Sevilla“ einen freien Platz mit Häusern, auf dem eine unendlich goldene Sonne und ein unendlich helles, unendlich stummes Feiertagsglück herabschien.

Und dabei dachte Rebekkas Herz gar nicht an Sevilla, was schon daraus hervorging, daß sie im nächsten Augenblick sang:

„Herr Junker, lat he mi tofred'n,
rubiridiridirallalla,
A' mutt min Swin to treten ge'm,
rubiridiridirallalla!“

Das war nämlich das Bruchstück eines Liebes, in dem ein Junker seiner Magd mit Liebesanträgen nachstellt, die diese dann mit der einleuchtenden Begründung zurückweist, daß sie ihren Schweinen zu fressen geben müsse. Die Schweine gehen vor, das mußte der Junker einsehen. Aber auch an Junker, Magd und Schweine dachte das singende Herz der Rebekka nicht; es dachte an den Triumph des Sohnes, an den ledernen Pfannkuchen, den sie ihm backen wollte, und an den besseren Rock, den ihr Gatte nun bekommen sollte; denn es gab ihr einen Stich ins Herz, wenn der stattliche Mann in abgetragener Gewand ging. „Er fragt ja nichts danach,“ klagte sie kopfschüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein trauriger Frühling.

Von B. V. Zbánez.

Autorisierte Uebersetzung von A. Cronan.

Der alte Tofol und die Kleine lebten als Sklaven ihres Gartens, der von dem unablässigen Früchtespenden müde geworden war. Sie waren zwei Bäume, zwei Pflanzen mehr jenes Stückes Erde, das nicht größer als ein Tuch war, wie die Nachbarn sagten. Und doch mußten sie daraus mühsam ihr Brot ziehen. Sie lebten wie Erdwürmer, die immer an der Furchen kleeen, und die Kleine arbeitete trotz ihrer kümmerlichen Figur wie ein Tagelöhner.

Man nannte sie Vorda, also „Findling“, weil die verstorbene Frau des Gebatters Tofol in ihrem Eifer, zur Freude ihrer Unfruchtbarkeit Kinder zu haben, sie aus dem Findelhause herausgenommen hatte. Sie war zu siebzehn Jahren in den kleinen Garten gekommen: doch sah sie wie zwölf aus, nach ihrem schwächlichen Körper zu urteilen. Die schmalen, spizen Schultern krümmten sich nach außen, so daß die Brust einsiel und der Rücken angeschwollen war und das entstellte sie noch mehr.

Sie war häßlich; sie ängstete ihre Nachbarn und Kameradinnen auf dem Markt durch ihr unablässiges, beunruhigendes Husten, aber alle mochten sie gern. Was war das für ein arbeitsames Geschöpf! Schon stundenlang, bevor der Morgen graute, pflügte sie, wobei sie im Garten vor Kälte zitterte, Erdbeeren und schnitt Blumen ab; sie war die erste, die in Valencia ankam, um ihren Posten auf dem Markt einzunehmen; nachts, wo man für Bewässerung sorgen mußte, nahm sie tapfer die Gade zur Hand, schürzte sich die Röcke auf und half Gebatter Tofol, Löcher in die kleinen Hügel zu machen, wodurch sich das rote Wasser des Grabens ergoß, das die durstige, ausgedörrte Erde nun mit einem zufriedenen „Gludglud“ einschluckte. Die Tage, wo sie Sendungen nach Madrid zu machen hatte, lief sie wie eine Verrückte durch den Garten, plünderte die Beete, trug die Nelken und Rosen armvoll weg, damit sie dann von den Padern in Körbe verpackt wurden.

Man mußte alles benutzen, um von so wenig Erde zu leben. Man mußte sich immer mit ihr zu schaffen machen, mußte sie wie ein störriges Tier behandeln, das die Weitsche nötig hatte, um zu gehen. Es war ein kleiner Teil eines großen Gartens, der früher den Mönchen gehörte und den die revolutionäre Veräufnerung der Kirchengüter geteilt hatte. Die Stadt, die sich ausdehnte, drohte, den Garten in ihr Häusermeer einzuschlucken, und wenn Gebatter Tofol auch von dem Grund und Boden schlecht sprach, zitterte er doch bei dem Gedanken, daß der Geiz den Besitzer in Versuchung führen könne und er ihn als Wauplag verkaufte.

Hier war sein Blut — siebzehn Jahre der Arbeit! Es war auch nicht ein Stück untätiger Erde da, und wenn der Garten auch klein war, sah man doch von der Mitte aus die Lehmwände nicht, so dicht war das Gestrüpp von Bäumen und Pflanzen. Mispelbäume und Magnolien, Kellenbeete, Anpflanzungen von Rosenstöden, dicke Winden von Passionsblumen und Jasmin, das waren alles nützliche Dinge, die Geld brachten und von den Dummen in der Stadt geschätzt wurden.

Der Alte fühlte nichts von den Schönheiten des Gartens, ihn verlangte nur nach der Masse. Er hätte die Blumen haufenweise abmähen mögen, als wäre es Gras, hätte gern ganze Karren mit köstlichen Früchten beladen mögen. Dieses Verlangen eines alten, unersättlichen Geizhalses quälte die arme Vorda, die, wenn sie eben einen Augenblick von ihrem Husten ausruhte, Drohungen zu hören bekam oder als rohe Mahnung einen Erdklumpen an die Schultern bekam.

Die Nachbarn der anliegenden Gärten protestierten. Das hieß, die Kleine töten, sie hustete ja immer mehr! Aber der Alte erwiderte immer dasselbe. Man mußte viel arbeiten, denn der Herr wollte zu Johannis und Weihnachten, wenn man ihm die Pachtzahlungen machen mußte, keine Entschuldigungen haben. Wenn die Kleine hustete, war das eine Ungezogenheit, denn sie bekam doch ihr Pfund Brot und ihren Anteil am Reisnapf, manche Tage aß sie sogar Lederbissen, Blutwurst mit Zwiebeln zum Beispiel. Am Sonntag ließ er sie sich amüsieren, schickte sie zur Messe wie eine Dame, und es war noch nicht ein Jahr her, daß er ihr drei Pesetas für einen Rock gegeben hatte. Er war ja auch ihr Vater, und

Gebatter Tofol faßte wie alle Bauern der lateinischen Rasse die Vaterschaft wie die alten Römer auf: als ein Recht über Leben und Tod der Kinder, wobei sie in tiefster Seele Zärtlichkeit empfanden, die sie aber nur mit gerunzelten Augenbrauen und einigen Stockschlägen zeigten.

Die arme Vorda bellagte sich nicht. Auch sie wollte viel arbeiten, damit man ihnen nie das Stück Erde wegnähme, in deren Pfaden sie noch den gestickten Unterrock der alten Gärtnerin zu sehen glaubte, die sie Mutter nannte, wenn sie die Liebloserung ihrer schwieligen Hände fühlte.

Hier war all das, was sie auf der Welt liebte: die Bäume, die sie von klein auf kannte, und die Blumen, die in ihren unschuldigen Gedanken eine unbestimmte Idee von Mutterchaft erweckten. Es waren ihre Töchter, die einzigen Puppen ihrer Kindheit, und jeden Morgen empfand sie dieselbe Ueberraschung, wenn sie die neuen Blumen sah, die aus ihren Knospen entstanden; sie verfolgte Schritt für Schritt ihr Wachstum, von da an, wo sie schüchtern ihre Blättchen zusammenpreßten, als ob sie sich verbergen wollten, bis dahin, wo sie mit plötzlicher Kühnheit wie Farben und Luftbomben aufsprangen.

Der Garten stimmte für sie eine ewig währende Sinfonie an, worin sich die Harmonie der Farben mit dem Klauschen der Bäume und dem eintönigen Gesang des schlammigen, von Fröschen bevölkerten Wassergrabens vermischte, der, vom Laub verdeckt, wie ein idyllisches Wächlein rauschte.

Wenn die Sonne heiß brannte, ging Vorda, während der Alte anruhte, von einer Seite nach der anderen und bewunderte die Schönheiten ihrer Familie, die zur Feter der Jahreszeit ihr Festgewand angelegt hatte. Wie war der Frühling so schön! Gott wechselte jedenfalls in den Höhen seinen Sitz und näherte sich der Erde.

Die Lilien von weißem Atlas standen etwas bleich da, wie die Damen in Balltoilette, die die arme Vorda oft auf Kupfersüßen bewundert hatte; die fleischfarbigen Kamelien erinnerten an erschlafte Nachtweie, an große, lässig hingestreckte Damen, die die Geheimnisse ihrer Samthaut sehen ließen; die Weilschen versteckten sich kokett zwischen den Blättern, um sich durch ihren Duft anzukundigen; die Gänseblümchen traten hervor wie Knöpfe von mattem Gold; die Nelken bedeckten die Beete und sprangen auf die Pfade über wie eine revolutionäre Lawine von roten Rüben; die Magnolien da oben bewegten ihren weißen Bispel wie ein elfenbeinernes Räucherfaß und verbreiteten angenehmeren Weihrauch um sich als den in den Kirchen, und die Stiefmütterchen, diese kleinen boshaften Kobolde, streckten aus dem Laub ihre maulbeerfarbenen Samtkappen hervor, senkten die härtigen Gesichtschen und schienen der Kleinen zu sagen: „Vorda, Vordachen, wir braten vor Hitze! Um Gotteswillen, ein klein wenig Wasser!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Flieder.

Von Otto Steinbach.

Es ist merkwürdig, daß der Flieder, unser schönster und bekanntester Zierstrauch, dessen Duft und Blüten sich in der ganzen Welt Freunde erwarben, verhältnismäßig wenig Dichter begeisterte. Es gibt kaum ein Lied, das den Flieder besingt, das sich weiterer Verbreitung erfreute. Dabei darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß in Romanen und Novellen früherer Zeiten die Fliederlaube eine besondere Rolle in der Literatur spielte. In der Fliederlaube hat nicht selten der Liebhaber seinem Herzensschmerz die Liebe erklärt. Wenigstens geschah das in den Romanen der Wiedermeierzeit oftmals.

Und in einem jetzt viel gelesenen Roman „Zettchen Gebert“ von Georg Hermann, der in der Wiedermeierzeit spielt, um's Jahr 1840, taucht auch gleich wieder der duftige Flieder auf. Der Autor schildert die Titelheldin in ihrer Sommerwohnung in Charlottenburg bei Berlin und erzählt: „Heute dachte man, daß die Fliederbüsche, die ihre Duftwolken in Zettchens Zimmer trieben, ihre letzten Dolden geöffnet hätten, — aber morgen erkannte man, daß sie erst jetzt ganz mit Blüten überpudert waren und gestern nur ein leichtes, blaue durchwirrtes Kleid getragen hatten. Und wenn dann fürder die Fliederbüsche auch Hände voll ihrer Kleinen, blauen Sterne auf den Weg, den Weichlag, die hölzernen Treppentufen warfen, sie zeigten keine Verminderung in der Fülle ihrer Blüten; nur daß die Farbe der Büsche langsam von dem tiefen Blau der Weilschen zu dem matten Blaurosa halbberblühter Berggmeinnicht überging.“

Unserm modernen Empfinden erscheinen die garten Düfte und matten Farbentöne des Flieders etwas süßlich und weichlich und deshalb hatte sich wohl lange Zeit auch der Geschmack der Dichter von ihr abgewandt. Jetzt aber, wo wir auch in Kunst und Literatur uns mehr der Wiedermeierzeit zuwenden, ist der Flieder wieder eine beliebte Modeblume geworden, der den ganzen Winter hindurch in Treibhäusern herborgebracht und in den vornehmsten Blumengeschäften zum Verkauf gestellt wird.

Aber weit schöner als diese in einzelnen Blütenstängeln aneinander gefügten Blumen sieht der Flieder am Gartenstrauche aus

zur Frühlingszeit. Zwei, drei, ja oft vier und sechs große schöne Blütentrauben schmücken jeden kräftigen Zweig des Fliederstrauches, so daß sich oft selbst starke Äste unter der Last solchen Blütensegens tief herniederbeugen.

Und wo sich Fliederstrauch an Strauch reiht, erscheinen ganze Gärten in lilafarbige und weiße Blütenfelder verwandelt, deren süßer Honigdunst vom Frühlingswinde weithin getragen wird. Zuerst blühen die geringeren Sträucher des persischen Flieders, der sich von unserm gemeinen Flieder dadurch unterscheidet, daß das Gesteig viel dünner, die Blätter nur klein sind. Aber nur wenige Tage später, dann haben sich alle die vielen, oft zu starken Stämmen auswachsenden Sorten des großblättrigen gemeinen Flieders zu voller Blüte entwickelt.

Der Flieder gehört vermutlich zu unseren ältesten Kulturpflanzen; man hat zweifellos frühzeitig die Schönheit und den herrlichen Duft dieses Strauches zu schätzen gewußt. Nirgends mehr sind die edleren Fliederforten wild wachsend gefunden worden, und weder vom sogenannten persischen noch vom chinesischen Flieder kann der Beweis mit Bestimmtheit geführt werden, daß er in jenen Ländern ursprünglich heimisch war, nach denen er benannt ist.

Zwar wird behauptet, daß der persische um's Jahr 1640 aus Persien nach Europa kam, daß er damals in Persien bereits eine Pflanzart war und daß die Einführung aus Gärten geschah. In Persien und Afghanistan wird er noch heute in großen Mengen gezogen.

Auch über die Herkunft unseres gemeinen Flieders (*Syringa vulgaris*) sind sich die Gelehrten nicht einig. Man nennt ihn oft türkischen, auch spanischen Flieder, und er kommt tatsächlich in Ungarn, im nördlichen Teil der Balkanhalbinsel und im Orient wild vor; an der unteren Donau bildet er einen wesentlichen Bestandteil des Buschwaldes und tritt dort oftmals in solchen Mengen auf, daß sein Duft betäubend wirkt. Im Jahre 1566 soll er durch Busbecq von Konstantinopel nach Flandern gekommen sein. Nicht weniger als zehn Arten dieses Flieders sind in Osteuropa und dem gemäßigten Asien bekannt und in zahlreichen Formen ist er als Zierstrauch kultiviert.

Jedenfalls ist der Fliederstrauch schon seit Jahrhunderten in Deutschland beliebt und sehr bekannt, was auch die verschiedenen Namen zeigen, unter denen er angeführt wird. So ist der lateinische Name *Syringa* sehr bekannt, auch wird er nach der Farbe des spanischen Flieders vielfach *Lilal* genannt. Sehr oft auch heißt er im Volke, jedoch fälschlicherweise, *Holunder*, weil man ihn für die kultivierte Abart des *Sambucus* oder *Holunders* hält, den man Flieder auch nennt und der sich in alter Zeit großer Volkstümlichkeit erfreute. Der Fliedertee, der als schweißtreibendes Mittel früher große hygienische Dienste leistete, rühmt vom wirklichen *Holunder* her und hat mit unserem Flieder nichts zu schaffen, und der *Holunderstrauch*, unter dem meist sein Räucher von Heilbronn schlafen läßt, ist wohl vom Dichter als wirklicher *Holunder* und nicht als Flieder gedacht.

Wenn der Flieder blüht — das deutsche Volk pflegt mit diesem zeitlichen Begriff den Höhepunkt des Frühlings zu bezeichnen. Tatsächlich ist auch die Zeit der Fliederblüte in der Wissenschaft gleichsam als der Höhepunkt der Frühlingsblütezeit angenommen.

Man berechnet nach der Fliederblüte die Entwicklung des sonstigen Lebens in der Natur. Die Pflanzenphänologie, d. i. die Wissenschaft, die sich mit der zeitlichen Entwicklung des Pflanzenlebens im Laufe des Jahres, vornehmlich mit der Belaubung, dem Aufblühen der Fruchtweise, der Laubfärbung, dem Laubfall usw. beschäftigt, und zwar im Verhältnis dieser Erscheinungen zum Klima, wählt nicht ohne Grund gern den Flieder, um phänologische Karten und Statistiken nach seiner Blütezeit aufzustellen. Einerseits ist der Flieder durch seine weite Verbreitung dazu geeignet, vor allem aber durch seine schnelle Entwicklung der Blüte.

Wenn wir solche eine phänologische Karte, die das Aufblühen von *Syringa vulgaris* darstellt, betrachten, so sehen wir, daß in Europa der Fliederfreund von der ersten Hälfte des April, oft schon vom März bis in die zweite Hälfte des Juni hinein unter blühenden Fliederbüschen wandeln könnte.

Er müßte in Spanien, Italien und Griechenland beginnen, würde sich dann in die Hochgebirgssteile von Italien, die höherliegende Türkei oder nach Frankreich begeben müssen, um in der zweiten Hälfte des April der Fliederblüte beizuwohnen.

In der ersten Hälfte des Mai dagegen blüht der Flieder in Deutschland, ausgenommen in den höher gelegenen Gegenden, dann auch in England, Irland und durch das ganze weite Südrussland bis nach Kleinasien hinein. Und je nördlicher man dann kommt, je weiter hinaus rückt die Blütezeit des Flieders. Die ungefähre Polargrenze der *Syringa vulgaris* geht durch Finnland, etwa an der unteren Grenze von Grönland.

Natürlich ist ein jedesmal eintreffender bestimmter Termin ebenso wenig für das Erblühen des Flieders für irgendeine Gegend feststellbar, wie für irgendeine andere Blütezeit. Es hängt das in jedem Jahre von der Temperatur ab. Aber man hat die mittlere Aufblühzeit aus einer längeren Reihe von Jahren aufnotiert und danach als Durchschnittsdaten für die Blütezeit des Flieders folgende Termine gefunden: Coimbra 22. März, Frankfurt a. M. 28. April, Wien 30. April, Brüssel 1. Mai, Hermannstadt 3. Mai, ebenso Swaffham-Vulbed in England, Gießen 7. Mai, Karlskrona in Schweden 1. Juni und Janakala in Finnland den 13. Juni.

Indessen sind wir, wie schon erwähnt, dank der modernen gärtnerischen Kunst und vor allem auch vermöge der entwickelten Verkehrsmittel, durch die wir die Kinder des Südens schnell nach dem Norden befördern können, in der Lage, Flieder stets um uns zu haben.

Bei den Persern war in alter Zeit der Fliederbaum heilig. Merkwürdigerweise ist die persische Symbolik des Fliederbaums der altgermanischen des *Holunders* verwandt. Unseren germanischen Vorfahren nämlich war der *Holunder* heilig, weil nach den Lehren ihrer Priester in seinem Schatten *Perunnos*, der Gott der Kranken, sein Mittagsschläfen hielt. Besegnet war der, der ihn pflanzte, während sein Zerstörer dem Tode verfallen war. Es ist dies ein deutlicher Beweis, daß die alten heidnischen Priester die wunderbare Heilkraft des *Holunders* kannten, bei dessen Anblick der große Arzt *Hufeland* stets den Hut zu ziehen pflegte, um die durch ihn begabte Allmacht der göttlichen Natur zu ehren. Möglich, daß bei den Persern ähnliche Anschauungen vom Flieder vorherrschten, möglich auch ferner, daß dem persischen Flieder ähnliche Heilkräfte innewohnten, als er noch in seiner Heimat wild wuchs. Jedenfalls ist es Tatsache, daß auch altpersische Sitten von einer ähnlichen Verehrung des Flieders erzählen. Ja, ein gewisser Flieder-Aberglauben läßt sogar noch in unserer Zeit in Persien Kranke sowie Behauptungen von Kranken mit Flieder schmücken. In der Türkei und Rußland dagegen verbindet die Anschauung des Volkes den Flieder mit dem Tode und Todesahnungen. Man soll, betäubt vom Fliederduft, wie eine süd-russische Volksfrage behauptet, den Tod im Traume sehen können und so bestimmte Voraussetzungen machen können, wie einem selbst oder den Angehörigen der Tod erscheinen wird und ob er bald kommt oder später.

Vielleicht hängt damit auch die in Deutschland verbreitete Annahme, daß, „wenn der Flieder blüht“, die Menschen besonders müde und schlaff seien, zusammen.

Kleines feuilleton.

Theater.

Deutsches Theater: „Ulrich, Fürst von Waldeck“, Schauspiel von Herbert Gulenberg. Der junge, sehr fruchtbare, doch eben so flüchtige Autor, der vor Jahren von einem Teile der Kritik als der kommende Erneuerer des deutschen Dramas angepöbelnd wurde, hat nichts von den Verheißungen erfüllt. Sein „Ritter Blaubart“ fiel bei der Aufführung im Leistung-Theater mit Pauken und Trompeten durch und seinem „Ulrich“ blieb dies Schicksal allein in Folge der bewundernswürdigen Klatschkraft eingewidener Anhänger und der höflichen Toleranz des übrigen Publikums erspart. Nur einmal nach dem vierten Akt, der alles Vorausgegangene an Unerträglichkeiten übertrumpfte, brach der zurückgehaltene Untwille in einem kondensierten Massenzischen aus. Das Schlimmste ist, daß dieses neue bei der Premiere glimpflicher davon gekommenes Werk dem „Blaubart“ gegenüber einen ungewissen Rückschritt darstellt. Dort zeigten immerhin die ersten Aufzüge Ansätze eigenartiger, gedankenvoller Stimmungslust, es gab in ihnen Ausblicke und Spannung — Vorzüge, um deretwillen dem ganz verfehlten zweiten Teil vielleicht eine weniger harte Ablehnung zu wünschen gewesen wäre. Man hatte den Eindruck eines mit Vergabung ausgerüsteten Willens, dem es nur am Letzten und Entscheidenden, an der Kraft der Sammlung gebrach. Hier aber fehlt jedes versöhnende Moment, es sei denn, daß man die kleine lyrisch warm empfundene Liebeszene des jungen Fürstenpaares im ersten Akt und den starken Bilderreichtum der Verse als solches geltend machen will. Die Personen bleiben in der blutlosen Marionettenhaftigkeit ihres Handelns maßlos gleichgültig, die gehäuften Gräuelpunkte wirken teils abstoßend, teils lächerlich, und weder in den Einzelheiten noch im Ganzen taucht irgend ein Problem auf, das Interesse bietet.

Fürst Ulrich findet die Hofgesellschaft die ihn umgibt — mit vollem Recht — entsetzlich öd und langweilig und liebt es, seiner Antipathie in einer etwas egalierten Weise Ausdruck zu verleihen. In seinen Melancholien tröstet ihn allein, daß ihm in seiner jungen, schönen Gattin eine gleichgestimmte empfindungsreiche Seele zuteil geworden, der er sich rückhaltlos vertrauen kann. Darauf baut seine Frau Mutter, die ihren Erstgeborenen, man weiß nicht recht warum, ingrimmig haßt, und ihren zweiten abgöttisch geliebten Sohn, einem albernem Fabelhäns die Krone Ulrichs zuschanden möchte, einen Plan von ausserlebenszerstörerischer Teufelei. Da es der Dame auf einen Mord absolut nicht ankommt, sollte man meinen, sie werde geradewegs aufs Ziel losgehen und den verabschiedeten Ulrich mit einem ihrer Giftränkelein aus dem Wege räumen. Doch diese Logik ist für eine Gulenberg'sche Teufelei zu einfach. Nicht etwa, daß irgend ein Rest von Gewissen und mütterlichem Instinkt oder die Furcht vor möglicher Entdeckung sie von einer solchen Tat abhielte! Aber der Dichter braucht seinen Helden noch für die späteren Akte, und hält zudem die Logik, wie der Gesamtverlauf des Dramas zeigt, offenbar für eine Schwäche, die sich mit poetischer Originalität nicht verträgt. So vergiftet die Bösewichtin, um den Thron für ihr Lieblingskind frei zu machen, an Stelle Ulrichs — seine junge Gattin! Der Grund: sie kalkulierte, daß Ulrich dann in seinem Schmerz vollständig übergeschnappt und die Fürstenwürde von sich werfen werde! Pünktlich

trifft alles ein. Zwar entbedt der Arzt das Gift als Todesursache, zwar stößt Ulrich minutenlang fürchtbare Drohungen gegen den unbekanntem Täter aus, rennt dann aber, ohne Nachforschungen anzustellen, Hals über Kopf aus dem Schlosse. Er etabliert sich in den Wäldern seines Ländchens als fellbelleideter Armenisch und ist dran und drauf, zu karnibalistischen Sitten zurückzulehren. Erst der Bericht, den ihm ein alter Freund gibt, erinnert ihn daran, daß er sich rächen müsse. Er erklimmt mit den von ihrem neuen Herrn unarmherzig ausgelegenen Bauern das Schloß, läßt — ein zweiter Karl Moor — seinen feig winselnden Bruder erschießen und würgt oder erwürgt die eigene Mutter. Ganz klar ist mir die Art ihres Todes nicht geworden, da er nach dem Prästudium auf offener Szene mit ihr diskret in einen Turm verschwindet. Dies bildete den Höhepunkt des vierten Aktes, bei welchem, wie gesagt, dem langmütigen Publikum denn endlich doch der Faden der Geduld riß. In dem Schlusssatze kehrt Ulrich nach Erledigung eines end- und zwecklosen Geredes wieder in die Wälder zurück. Weder seine vier herbeigerufenen Weibern, die er um die Krone knobeln läßt, noch sonst jemand kommt auf den naheliegenden Gedanken, den Helden in ein sicheres Sanatorium zu überführen.

Herr Kaiser zeigte in der Hauptrolle von neuem seine oft bewährte Kunst, wenn er auch natürlich dem Absurden keinen Schein des Lebens einzuhängen vermochte. Die Mutter wurde von Fräulein Wangel, der Bruder von Behner, die junge von hängen Todesahnungen bewegte Fürstin sehr weich und liebenswürdig von Fräulein Eibenschütz gespielt.

Lustspielhaus: „Die blaue Maus“. Schwank von Alexander Engel und Julius Horst. Ist's auch nur Kunstscham — es mouffiert doch. Und kräftig sogar. Und an Paprika fehlt's auch nicht: da sind auf Messers Schneide balanzierende Pikanterien, wie die Pariser Bühnenmacher sie jonglieren. Warum aber die Handlung dieses neuesten aller Schwänke am Strande der Seine spielen muß, ist selbst dann nicht recht einzusehen, wenn das Sujet französischen Ursprungs wäre. Müssen unsere Autoren denn immer nachäffen? Im sprechbabylonischen Dunsstrome der sogenannten „besseren Gesellschaft“ wird in puncto „Eheirungen“ usw. wahrlich nicht weniger gesündigt, als unklugliche Leute den Pariseren anzudichten pflegen. Hofkamarillen von der Art verderbter „Liebenberger“ kennen die Franzosen überhaupt nicht, und Protektionswirtschaft ist eine ja auch in Preußen nicht ganz unbekante — Wouboirpflanze. Vesäßen die deutschen Komödienschreiber den Mut ihrer Pariser Kollegen, so setzten sie besser in Berlin W., und es gelang ihnen dann vielleicht die und da mit satirisierenden Sudlasten bildern, lustreinigend zu wirken. Die Szene z. B. von dem „Pfändungsjour“ bei der Halbweltlerin von Maxim hat gewiß soviel erzieherischen Reiz, um außerhalb Paris — tatsächlich hat sie sich ja erst jüngst wieder in Petersburger Hofkreisen abgespielt! — auch in Berlin denkbar zu sein. In dem Engel-Horst'schen Schwank dreht es sich hauptsächlich um folgendes: Der Eisenbahnsekretär Rodin will und muß auf dem Wege des abgekürzten Verfahrens Bureauchef werden; denn von dieser Beförderung hat sein provinzialer Schwiegerpapa die Auszahlung der reichen Wittig seiner Frau abhängig gemacht. Rodin affordiert also schlankweg mit einer Dame von Maxim, zubenannt „die blaue Maus“: sie müsse ihm, gegen stramme Honorierung versetzt sich, dazu verhelfen, indem sie seinen Direktor Lebodien, der überdies schon ihr erfolgloser Anbeter ist, einfängt und ihn sodann in einer zärtlichen Schäferstunde das Ernennungsdekret ablockt. Das geschieht natürlich. Aber wie! Die Verfasser lassen einen wahren Mattenkönig von Verwidlungen, aufmarschieren, die sinnverwirrend wirken, aber die Zuschauer durch ihre spannende Schürzung und bestridende Entwirrung nicht mehr aus dem Lachen herauskommen lassen. Das alles ist — obwohl vielfach von bewährten Quellen herbezogen — doch eine wirklich pilant zurechtgemachte Sauce. Die Darstellung, welche dem Schwank zuteil wurde, ist brillant. Felicita Cerigoli als „blaue Maus“ steht obenan. Aber auch die übrigen Mitwirkenden bieten höchst ergötzliche Leistungen. o. k.

Physiologisches.

Der Nutzen der Tränen. Als ein Symbol höchsten Menschenleides lebt die Träne in der Dichtung und im Volksempfinden, als die kostbare Perle der Seele, die nur in den Stunden tiefster Trauer ans Licht des Tages sich hervorwagt. Als ein Symptom des Unglücks und des Kummers schließt sie die Vorstellung von etwas Leidvoll-Traurigem in sich; das Mitleiden breitet leise seine stillen dunklen Schwingen aus und ein schwerer besorgter Ernst herrscht, wo die Tränen fließen. Nun ist auch die Wissenschaft an dieses melancholische Geheimnis herangetreten. Mit kühlem Blick des Forschers prüft sie die schimmernden kleinen Perlen, untersucht ihren Ursprung und kommt zu dem Ergebnis, daß die Träne für das Gleichgewicht des von seelischen oder körperlichen Leiden ergriffenen Organismus von höchstem Nutzen ist, von höchstem Wert, ja gewissermaßen ein von der Natur bereitgehaltenes Gegenmittel, das den Schmerz lindert, die Empfindungskraft behäutet und dem Leid seine erdrückende dumpfe Schwere nimmt. Mit diesen Fragen beschäftigten sich die Forschungen von Dr. Wahnbau, deren Ergebnisse in der neuesten Nummer der „Revue“ veröffentlicht werden. Im Zustand der Trauer zeigt das Gehirn eine Abnahme des Blutandranges; die Träne ist nun ein

natürliches Hülfsmittel, um diese Blutschwächungen in den Gehirnzentren zu steigern. Denn die Tränen zeigen in ihrer Zusammensetzung dieselben Eigenschaften, wie die flüssigen Bluteile; sie sind ein Abfluß von Blut, das in den Tränenröhren zu Tränen umgewandelt wird. Die Blutarut des Gehirnes im Zustand der Trauer bringt eine gewisse Betäubung, einen gewissen Grad von seelischer Tragheit und geistiger Gleichgültigkeit hervor; man könnte es eine Anästhesie des Hirnes nennen. Sie hat zur Folge, daß das blutgeschwächte Gehirn die Eindrücke nicht mit der gleichen Kraft aufnimmt, wie vordem; das Leiden wirkt weniger erschütternd, weniger überwältigend, weniger „schmerzhaft“. Bei dem von einem Schmerz gepeinigten Organismus verstärken die Tränen die Blutarut im Gehirn, sie verstärken also den Grad der Empfindungslosigkeit und werden so zu einem natürlichen Betäubungsmittel, das sich mit den künstlichen Mitteln, mit Chloroform, Aether oder Alkohol, vergleichen läßt. Man extränkt seinen Kummer in Tränen, wie man ihn durch Alkohol betäubt. Die krampfhaften Verzerrungen der Gesichtsmuskeln beim Weinen stehen im Dienste dieses „weichen Aderlasses“. In ihrer Zusammenziehung üben sie einen Druck auf die Tränenröhren aus, pressen die Augenadern zusammen und führen dadurch das in ihnen enthaltene Blut zu den Tränenröhren. Bei den Kindern, deren Nervensystem noch besonders zart ist, wirken die Tränen so gewissermaßen als ein Sicherheitsventil, das das junge Gehirn vor dem vollen Einfluß des Schmerzes bewahrt. Aber nicht nur die Trauer entlockt den Augen Tränen. Die höchste Heiterkeit, die in einem krampfhaften Lachen sich entladet, ist in vielen Fällen auch von Tränen begleitet. Hier versehen die Tränenröhren eine Funktion, die der beim Weinen entgegengesetzt ist. Das starke Lachen ist, vom physiologischen Standpunkt betrachtet, nichts anderes als eine Anstrengung. Beim Lachen benutzen wir dieselben Muskeln und in derselben Weise, wie z. B. beim Heben eines schweren Gewichtes. Die Muskeln der Stimmritzen werden zusammengezogen, das Zwerchfell gesenkt und die Muskeln, die die Bewegung des Brustkastens regeln, geraten nun in einen Zustand krankhafter Bewegungslosigkeit. Die Atmung stockt und nur kurze ruckweise Atemzüge unterbrechen diesen Stillstand. Allein diese stoßweisen Atemzüge heben die Atemstörung nicht völlig auf. Man braucht nur das Gesicht eines stark Lachenden zu betrachten, die Verzerrung der Züge, das Anschwellen der Stirnadern, um die krampfhafte Zusammenziehung seines Gehirnes zu ahnen. Und diese Gefahr eines Schlaganfalles wird durch die Verzerrung der Gesichtsmuskeln noch erhöht, denn in ihrer Zusammenziehung pressen sie auf die äußere Kopfschlagader, jene Abzweigung der großen Kopfschlagader, die dem Gesicht das Blut zuführt. Das Blut findet seinen Weg versperrt und ergießt sich nun in die innere Kopfschlagader, die zum Gehirn führt. Diese aber ist durch das venöse Blut, das infolge der Atemstörung keinen Abflußweg findet, gesprengt und mühte durch den Druck gesprengt werden, wenn die Adern der Augen, die die innere und die äußere Kopfschlagader verbinden, nicht einen Abflußweg böten. In sie ergießt sich der Blutdruck und der starke Zufluß preßt auf die Windhäute und die Tränenröhren. Wie reagieren diese auf den ungewöhnlichen Blutandrang? Durch die Aussonderung der Tränen. Wie beim Weinen vollzieht sich hier die Umwandlung des Blutes zu Tränen, es tritt jener „weiche Aderlaß“ ein, der dem im Kopfe gestauten Blute einen Abfluß schafft und damit die Gefahr eines Schlaganfalles auf natürlichem Wege beseitigt.

Erziehung und Unterricht.

Die Vorteile der Steilschrift. Die Haltung beim Schreiben während des Unterrichtes ist für eine ganze Reihe von Organen des noch in der Entwicklung stehenden Menschen von einschneidender Bedeutung. Man hat daher in ärztlichen Kreisen schon seit einiger Zeit die Art der Schrift selbst, vorzüglich ihre Lage zur horizontalen, zum Gegenstand der Prüfung gemacht, und in besonders eindringlicher Weise ist der Berliner Arzt Dr. Georg Müller zum Vorkämpfer der Steilschrift geworden. In seine Zeitschrift „Das Kindesalter“ tritt er neuerdings in nachdrücklichster Weise für seinen Standpunkt ein. Er weist darauf hin, daß das Kind bei Gebrauch der Schrägschrift, wie sie heute in den Schulen gelehrt wird, genötigt ist, sofern das Heft gerade vor ihm liegt, den ganzen Oberkörper um seine Längsachse nach links zu drehen, den linken Ellenbogen weit auf den Tisch vorzuschieben, während der rechte Ellenbogen frei herabhängt. Infolgedessen wird die Wirbelsäule gegen das feststehende Becken gedrängt, woraus sich Wirbelsäulenverkrümmungen entwickeln können, die bisweilen bei schwächlichen Individuen zu schweren Verkrüppelungen führen. Eine gewisse Erleichterung würde sich das Kind dadurch schaffen können, daß das Schreibheft schräg zur Tischkante gelegt würde, doch wird dies von vielen Lehrern leider verboten. Allerdings ist auch das Drehen des Heftes nur ein mangelhafter Behelf, da ein genaues Sehen nur möglich ist, wenn die Verbindungslinie der Augen mit den Zeilen der Schrift parallel steht, so daß auch bei schräger Zeilenlage der Kopf instinktiv nach links genommen und damit doch eine Verdrehung der Wirbelsäule bewirkt wird. Die Steilschrift vermeidet diese Mißstände vollkommen. Das Kind sieht gerade vor dem Tisch, mit beiden Unterarmen darauf ruhend, und kann bei normaler Körperhaltung schreiben. Es ist daher dringend zu wünschen, daß überall dort, wo Eltern und Ärzte bestimmen können, die Steilschrift zur Einführung gelange.